

ANSGAR VÖSSING

## Die Kulturgeschichte des Büffels

### Erschienen in:

Nationalpark-Jahrbuch Unteres Odertal (15), 132-157

In keinem anderen Nationalpark stehen – soweit ich weiß – auf so engem Raume aus den drei Gattungen der Rinderartigen so viele Büffel, Bisons und Rinder wie im Unteren Odertal. Im Norden, im Friedrichsthaler Polder (5/6), steht eine rund hundertköpfige Wasserbüffelherde (*Bubalus arnee*), in der Mitte bei Criewen eine kleine Zuchtgruppe des Europäischen Wisents (*Bison bonasus*) und im Süden, im Lunow-Stolzenhagener Trockenpolder stehen rund 200 rückgezüchtete Auerochsen, die sogenannten Heckrinder (*Bos primigenius*). Die Nationalparkstiftung Unteres Odertal und ihre Tochter, die Öko Agrar GmbH Unteres Odertal verbinden mit der Haltung dieser sehr eindrucksvollen Tiere nicht nur Aspekte der Arterhaltung und der Tourismusförderung, sondern auch der ökologischen Landwirtschaft und des Naturschutzes. Es sollen natürliche Verhältnisse simuliert werden, wie man sie sich für das Alttertum und frühe Mittelalter im Unteren Odertal vorstellen kann. Die Präsentation der ganzen Breite der zoologischen Systematik erfreut natürlich zusätzlich das Biologenhertz.

Rinder (*Bos*), Bisons (*Bison*) und Büffel (*Bubalus*) spielen aber nicht nur in der Zoologie, im Naturschutz und in der Landwirtschaft eine Rolle, sie haben weltweit auch eine kulturelle Bedeutung, die es nachfolgend ein wenig zu beleuchten gilt, gerade von einem Standort wie dem Internationalpark im Unteren Odertal aus.

Nicht der Hund als alter und treuer Begleiter des Menschen zur Jagd und zur Sicherheit, nicht das stolze Pferd oder der geduldige Esel, nicht die Katze als nützlicher Mäusejäger, die Henne als willkommener Eierlieferant oder Schaf und Ziege, die dem Menschen alles, was sie haben, geben, Fleisch und Milch, Wolle, Felle, Leder und sogar das Gehörn, auch nicht die fabelhafte, von vielen herbeigesehnte eierlegende Wollmilchsau, nein, es ist mit großem Abstand das Rindvieh, dass dem Menschen weltweit am nächsten steht, im praktischen Arbeitsleben, aber auch in seiner kulturellen Bedeutung und religiösen Überhöhung.

Nun, wo »America first« wieder von interessierter Seite ganz offen propagiert wird, beginnen wir mit der kulturhistorischen Betrachtung von Büffel, Bison und Rindern in Amerika. Rezent hat sich, und das auch nur im Norden, der Amerikanische Bison (*Bison bison*), wenn auch nur in Resten, erhalten, in den ehemals weiten und schier unendlichen Prärien Nordamerikas beheimatet. Der Bison lebte in einer unfreiwilligen Gemeinschaft mit den nordamerikanischen Prärieindianern, beispielsweise aus dem Stamm der Dakota oder Sioux. Sie folgten den Wanderungen der Bisonherden als Halbnomaden mit ihren Zelten, jagten zu Fuß die Büffel nach Bedarf mit Pfeil und Bogen oder trieben sie, wie auch die europäischen Wildbeuter, über Abhänge und in Schluchten zu Tode.

Aber schon im südlichen Nordamerika, wo das Grasland schütter und die Steppe zunehmend sandig und für den Bison nicht mehr auskömmlich ist, kamen die sesshaften Pueblo-Indianer ohne den Bison, auch Indianerbüffel genannt, aus. Eine Domestikation des Bisons hat nirgendwo stattgefunden, obwohl sie relativ leicht möglich und gerade für die sesshaften Indianer im Süden durchaus eine Option gewesen wäre. Der amerikanische Bison hat, anders als sein europäischer Vetter, ein eher ausgeglichenes Gemüt. Besucher im Yellowstone-Nationalpark müssen immer wieder verwarnt werden, sich den gewaltigen Tieren, die auch auf Zeltplätzen und vor Lodgen auftauchen, nicht zu sehr zu nähern. Auch in Europa wird der Amerikanische Bison gerne zur Fleischerzeugung in großen Wildtierfarmen gehalten.



Aber offensichtlich gab es für die Domestikation des Bisons bei den Indianern keinen Bedarf. Dennoch waren sie mehr als eine Jagdbeute. Ihre Köpfe tauchen in der Indianerkunst auf, an Marterpfählen und in Sagen, Mythen und Legenden. Das Ziel eines Indianerlebens, vom großen Manitu ermöglicht, waren die »Ewigen Jagdgründe« voll von Bisons, wie alle Karl-May-Leser wissen, so wie auf die jungen Moslem-Krieger die Jungfrauen im Paradiese warten.



Zwar kennen wir Winnetou und andere Indianer nur hoch zu Ross, mit dem Pferd verwachsen wie griechische Zentauren, aber das rezente Pferd brachten erst die Weißen nach Amerika, obwohl es sich phylogenetisch gerade dort entwickelt hat. Wenige andere Stammreihen sind so gut paläontologisch dokumentiert wie die der Pferde in Amerika.



Abb. 1-4: Bison-Bulle vor Bisonherde im Yellowstone Nationalpark, USA (Foto: A. Vössing) / Wilder Weide bei Criewen (Foto: B. Rengert) / Heckrinder, rückgezüchtete Aurochs, bei Lunow / Wasserbüffel im Nationalpark Unteres Odertal (Fotos: T. Berg)

Wie die rezenten Pferde wurden auch die Rinder als Auerochsenabkömmlinge erst von den Weißen nach Nordamerika importiert. In den Weiten der Prärie übernahmen die Rinderherden den Lebensraum der von den Weißen weitgehend ausgerotteten Bisons, gehütet von den roman- und filmbekannten Cowboys, welche die Rinderherden dann lebend zu den Schlachthöfen in Chicago trieben. Auch in Südamerika, namentlich in Argentinien, werden importierte Weiderinder auf riesiger Fläche gehalten, nicht nur auf bisherigem Grasland, der Pampa, sondern auch auf abgeholzten Wald- und sogar Regenwald-Flächen. Die großen Trecks in den mittleren und später in den wilden Westen waren im Norden auch nur mit den von Rindern gezogenen Planwagen möglich, erst recht in Afrika, wo Pferde wegen der dort vorherrschenden Tierseuchen kaum einsetzbar sind, beispielsweise beim großen Burentreck von 1835 in Südafrika. Die drei- und mehrreihigen Ochsengespanne waren so lang, dass nur aus Giraffenhäuten gefertigte Peitschen die vordersten Zugtiere erreichten.

Aber zurück zu Büffel, Bison und Rindern. Auch in Eurasien jagten die frühen Menschen nicht nur Mammuts wie in der Eiszeit oder Löwen, Tiger, Nashörner, Flusspferde und Elefanten in der vorangehenden Warmzeit. Auch in Europa stellten über weite Phasen und Regionen Büffel, Bisons und Rinder die wichtigste Jagdbeute der Menschen dar. Darauf deuten nicht nur die Knochenfunde der Archäologen hin, sondern vor allem die mit großem Aufwand und viel Raffinesse angebrachten Höhlenmalereien.

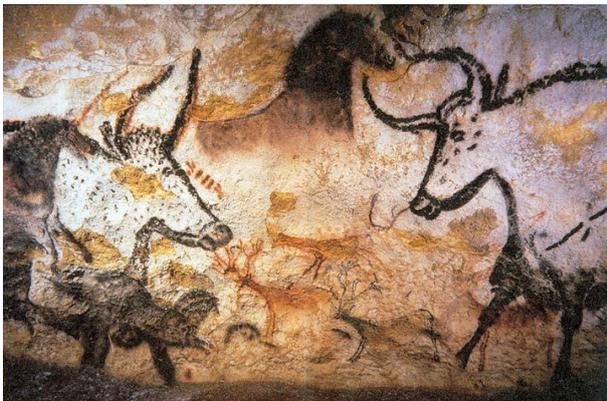


Abb.5-6: Höhlenmalerei eines Auerochsen in Lascaux (Südfrankreich) (Foto:[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lascaux\\_painting.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lascaux_painting.jpg)) / Höhlenmalerei eines Wisents in Altamira (Replik, Museo Nacional y Centro de Investigación de Altamira, Santilla del Mar, Cantabria, Spanien) (Foto: [https://de.wikipedia.org/wiki/Höhle\\_von\\_Altamira](https://de.wikipedia.org/wiki/Höhle_von_Altamira))

Am beeindruckendsten sind für mich die Deckengemälde von Altamira bei Santander in Nordspanien aus dem Paläolithikum, leider für die Öffentlichkeit aus konservatorischen Gründen heute nicht mehr im Original, sondern nur noch in einer zum Verwechseln ähnlichen Kopie erlebbar. Als ich 1973 das letzte Mal dort war, wurden noch Schulklassen ungeeignet durch das Original geführt. Dort, an den Decken der feuchten Höhle, findet man zwar auch anderes Getier wie Hirsche, Pferde und Elefanten, aber Rinderartige dominieren, wiewohl sie nicht alle ohne weiteres dem Wisent, dem Wasserbüffel oder dem Auerochsen zuzuordnen sind. Einige Abbildungen ähneln stark den heutigen Wisenten, andere den Auerochsen. Offenbar wurden beide Rinderartige porträtiert.

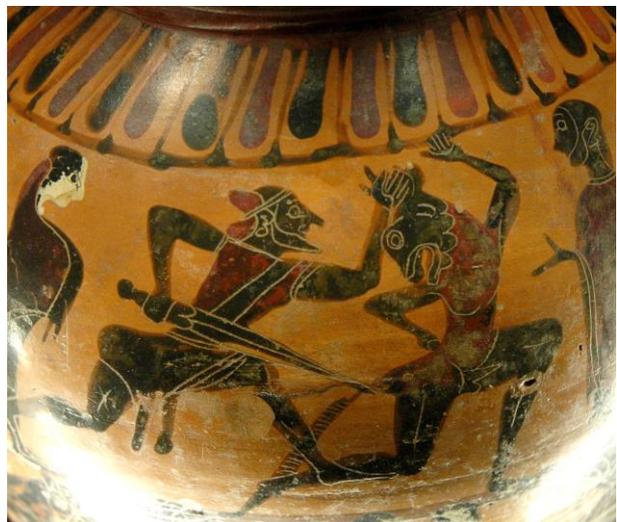
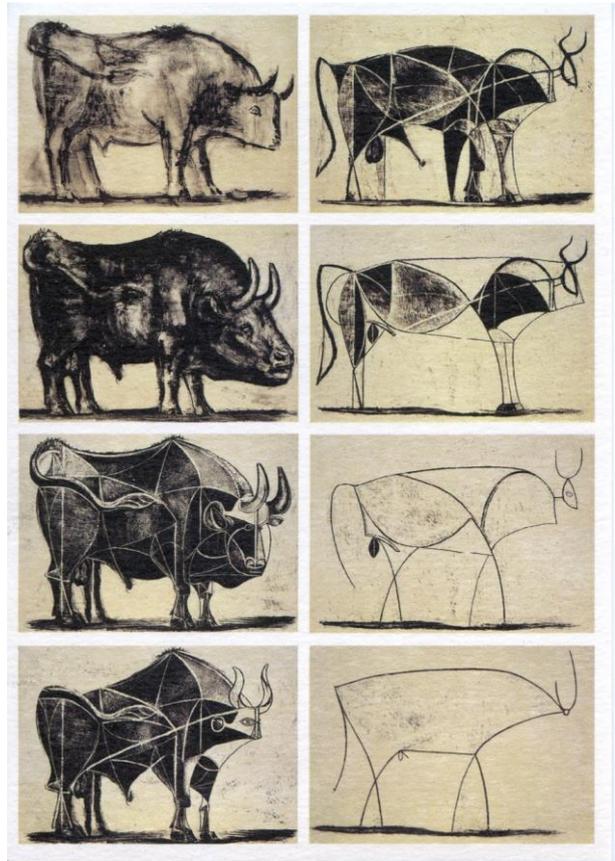
Auch in anderen nordspanischen Höhlen finden sich Rinderabbildungen oft einfacher Art, beispielsweise in der Höhle De las Chimeneas in Puente Viesgo oder in der Höhle La Clotilde bei Santa Isabel. Die Gelehrten gehen davon aus, dass diese Höhlen keine moderne Gemälde

galerie waren, sondern im Wesentlichen kultische Bedeutung hatten, die wir heute mangels schriftlicher Überlieferungen aber nur erahnen können. Die Höhle von Altamira wurde wohl in der Zeit zwischen 16000 und 11000 vor Christi Geburt genutzt. Auerochsendarstellungen in ähnlicher Qualität wie in Altamira finden sich in der südfranzösischen Höhle von Lascaux. Ältere, aber auch deutlich einfachere Strichzeichnungen von Rindern finden sich auch in der portugiesischen Höhle von Escoural. Sie dürften 30.000 Jahre alt sein.

Künstler fühlten sich durch den Stier also seit Menschengedenken provoziert und animiert, nicht zuletzt als Fruchtbarkeits- und Machtsymbol. Das gilt nicht nur für prähistorische und klassische Künstler, sondern beispielsweise auch für Pablo Picasso (1881-1973) als den vielleicht wichtigsten und einflussreichsten Vertreter der klassischen Moderne. Bei seinen zahlreichen Abstrahierungen nähert sich Picasso immer stärker seinen Vorbildern in Altamira an, reduziert den Stier auf das Wesentliche, das er niemals weglässt, unübersehbar. In Picassos Lithografienserie »Der Stier« von 1945 bis 1946 zeigt der Künstler in elf Zeichnungen den Weg von der realistischen Abbildung über kubistische Darstellung bis hin zur Abstraktion.

Ohne den Stier als Ausdruck des unbändigen, wilden Lebens, einem Schlüsselmotiv Picassos, wäre sein umfangreiches Werk kaum vorstellbar. Dass der spanische Maler in seinem Werk den Stierkampf als Sinnbild des Geschlechterkampfes, man denke nur an den spanischen Tanz Paso Doble, huldigt, ist nachvollziehbar. Der Stierkampf ist im Kern mit seinen traditionell festgelegten Zeremonien ein ritualisierter Opferringang,

*Abb. 7-9: Lithografie-Serie »Der Stier« (Pablo Picasso) / »Stürmender Wisentstier« von Paul Mersmann am Alboin Platz in Berlin-Tempelhof / Theseus und der Minotaur, Detail einer attischen Amphore (Foto: Marie-Lan Nguyen)*





bei dem schon zu Beginn der Tod des Stieres feststeht. Den Gladiatoren in den römischen Arenen wurde auf Wunsch des begeisterten Publikums mitunter das Leben des unterlegenen, aber heldenhaft kämpfenden Schwertkämpfers geschenkt, der Opfertod des Stieres steht schon zu Beginn der Opferhandlung fest.



Aber nicht nur Künstler der linken Szene wurden mit Darstellungen des Büffels oder Stieres bekannt und berühmt. Andere, gerade in den 1930er Jahren entstandene, oft monumentale Arbeiten, wurden dem rechten Spektrum zugeordnet. Um nicht zu sehr auszuschweifen, will ich mich auf ein Berliner Beispiel konzentrieren. Am Alboinplatz in Berlin-Tempelhof steht das von Paul Mersmann (dem Älteren) geschaffene, monumentale Werk eines »Stürmenden Wisentstieres«. Ähnliche künstlerische Aufarbeitungen des Themas Stier oder Büffel finden sich fast überall auf der Welt. Bis heute scheint er eine magische Macht auszuüben.



Aber zurück zu den Höhlenmalereien von Altamira und Lascaux und ihrer prähistorischen Natur. In weiten Teilen Europas kann man sich also Büffel, Bisons und Rinder durchaus in synöker Lebensweise vorstellen. Wir können davon ausgehen, dass zumindest im Altertum, vermutlich auch bis ins frühe Mittelalter, im Unteren Odertal zumindest die Auerochsen – eher in der Flussniederung – und die Wisente – eher auf den Höhen und in den lichten Wäldern – vorkamen. Der Wasserbüffel hat die letzte Eiszeit, wie viele andere, eher wärmeliebende Großsäuger, nicht überlebt, war aber davor einheimisches Wild, wie zahlreiche Knochenfunde belegen.



Büffel und Auerochsen waren aber nicht nur eine, wenn auch gefährliche, so doch sehr ertragreiche Jagdbeute, sondern auch Ausgangspunkt einer sehr erfolgreichen Domestikation, die wir uns geografisch beim Auerochsen wahr-

Abb. 10-13: Yak-Bulle in Samdo (3.870 Meter), Nordnepal (Foto: A. Vössing) / Banteng-Kühe im Ujung Kulon Nationalpark, West-Java, Indonesien / Gaur-Bulle im Bandipur Nationalpark, Indien / Wilder Wasserbüffelbulle (Arni) im Kaziranga-Nationalpark, Indien (Fotos: J. Bahrdt)

scheinlich schwerpunktmäßig im Orient, im sogenannten fruchtbaren Halbmond, vor 8.000 Jahren vorstellen dürfen. Vermutlich wegen dieser kulturhistorisch zu verstehenden Konzentration auf eher aride Gebiete schied der Europäische Wisent (*Bison bonasus*) offensichtlich als Stammvater erfolgreicher Zuchtlinien aus. Die meisten Hausrinder weltweit stammen vom nicht minder temperamentvollen Auerochsen (*Bos*), nicht nur von Friedrich Schiller in seiner Ballade »Der Kampf mit dem Drachen« als den wilden Ur tituliert, ab. Die Auerochsenjagd war den Germanen Volkssport, wie bei Tacitus in der Germania nachzulesen und fand literarischen Niederschlag, beispielsweise in dem Drama von Heinrich von Kleist »Die Hermannsschlacht«.

Stammvater aller europäischen Hausrinder ist ohne Zweifel der Auerochse, aber auch die indischen Zebus (*Bos primigenius indicus*) gehören zu seinen Abkömmlingen, die nicht nur genetisch, sondern auch leicht am geschwungenen Horn zu erkennen sind. Auch die Yaks (*Bos mutus*), ebenfalls mit einem imposant geschwungenen Horn ausgestattet, sind Abkömmlinge des Auerochsen. Sie leben in der Höhe zwischen 4.000 und 5.000 Meter in der Himalaya-Region, im engen Kontakt mit den Tibetern, mit denen sie in den kalten Wintern, sich gegenseitig wärmend, sogar den Raum teilen. Deswegen sind sie auch besonders zahm und zutraulich. Wilde Yaks dürfte es ähnlich wie bei Dromedar (*Camelus dromedarius*) und Trampeltieren (*Camelus bactrianus*) wohl nicht mehr geben, nur verwilderte Herden, die aber, genetisch kaum von den echten Wilden zu unterscheiden sein dürften. Bei Rindern ist, ähnlich wie bei Pferden, das ganze genetische Verhaltenspotential noch aktivierbar, wenn die Huftiere in die Wildnis entlassen werden.

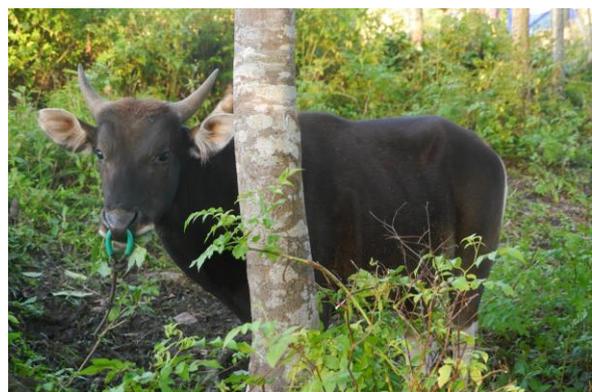
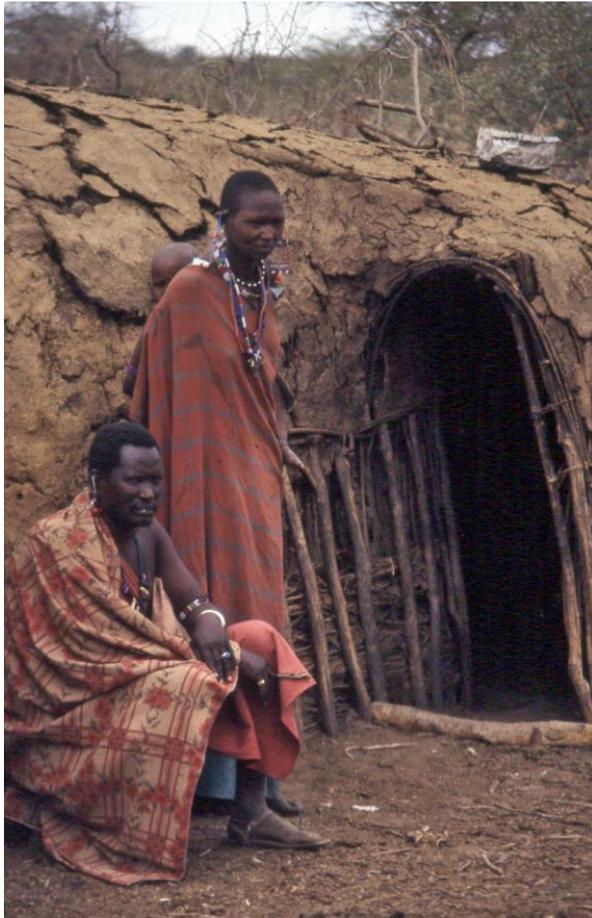


Abb. 14-17: Ungarische Steppenrinder im Kiskunsag Nationalpark, Ungarn / Watussi-Rind im Lake Mburo Nationalpark, Uganda / Zwei Kaffernbüffel-Bullen im Queen Elisabeth Nationalpark, Uganda / Junges männliches Bali-Rind auf Flores, Indonesien (Fotos: A. Vössing)



Die Vertrautheit zwischen den Tibetern und ihren Yaks wird auch dadurch deutlich, dass sie ihre Tiere nicht nur liebevoll und pfleglich behandeln, sondern auch gern festlich schmücken. In den Alpenländern Europas ist eine ähnliche Tradition in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen. Der »Pfungstochse« kommt bestenfalls noch in einer Rendsart vor. Früher stand er, festlich geschmückt, im Mittelpunkt des Almauf- oder -abtriebs, ein traditionelles Ereignis im kulturellen Leben vieler Bergdörfer. Heute ist man schon froh, wenn man die Almen überhaupt noch beweidet bekommt. Hohe Subventionen sind dafür erforderlich.

Generell sind Haustiere, wie der sie züchtende und haltende Mensch, klimatisch sehr anpassungsfähig, sonst wären sie kaum zum Haustier geworden. Das gilt namentlich für den Hund (*Canis lupus familiaris*), vor allem aber wieder für das Rind, das schon natürlicherweise mit riesen Formen in kalten, trockenen Gebieten wie im Hochland von Tibet vorkommt, aber auch als Zwergzebu (*Bos taurus indicus*). Sie alle, Groß und Klein, stammen vom Auerochsen, im doppelten Sinne dem Ur, ab. Asien, in der Zucht der Haustiere stets besonders erfolgreich, hat daneben noch Haustierformen vom Banteng (*Bos javanicus*) und Gaur (*Bos gaurus*), nämlich das Balirind (*Bos javanicus f. domestica*) und den Gayal (*Bos gaurus frontalis*) entwickelt. Auch sie gehören zur Auerochsen-Gattung.

Auch der riesige, wilde Wasserbüffel (oder Arni) wurde lediglich in Asien gezähmt und in dieser domestizierten Form schon im frühen Mittelalter nach Europa, vor allem auf den Balkan und nach Italien, zurückgebracht. Der winzige Zwerganoa (*Bubalus quarlesi*) in Indonesien gehört ebenfalls zur Wasserbüffelgattung.

Abb. 18-20: Herero-Frau am Waterberg, Namibia / Massai-Häuptling mit Lieblingsfrau und Baby vor Massai-Hütte am Natron-See, Nordtansania / Himba-Frau im Kraal, Namibia (Fotos: A. Vössing)

Die große Vielfalt der Hausrinder lässt sich aber auf den einen Stammvater, den Aurochsen, zurückführen. Bei manchen Rassen wie den ungarischen Steppenrindern, den afrikanischen Watussirindern, aber auch den Salers aus Frankreich wird das am Gehörn schon sehr deutlich. Bei anderen, beispielsweise den hornlosen Rassen wie den Galloways oder Welsh Black, ist die Verwandtschaft nicht so naheliegend. Es freut den Rinderzüchter, dass alle genannten Rinderrassen, vor allem die extensiven, im Unteren Odertal wirtschaftliche Verwendung finden und zu beobachten sind, außer den Steppen- und Watussirindern.

Wenig Freude und Erfolg hatten offensichtlich die Schwarzafrikaner an der Büffelzucht. Der Kaffernbüffel (*Syncerus caffer caffer*) der Savanne und der Rotbüffel (*Syncerus caffer nanus*) des Regenwaldes blieben zwar begehrte Jagdbeute, wurden aber nicht domestiziert. Die nilotischen Stämme, von den Nuba im Sudan, über die Tutsi in Ruanda, Burundi und Uganda und die Massai in Kenia und Tansania bis zu den Himbas und Hereros in Süd-West-Afrika sind hingegen begeisterte Rinderzüchter, alle auf Aurochsenbasis. Sie leben mit, für und von den Rindern, die ihren Reichtum, ihre Lebensgrundlage, ihr Ansehen und ihr Selbstbewusstsein ausmachen. Zwar leben sie von ihrer Milch, ihrem Blut, ihrem Fleisch und ihrem Fell, nutzen die Tiere aber eher extensiv, weil sie zumindest zur verbrauchenden Nutzung viel zu wertvoll sind, eher ein Tauschobjekt, eine Währung und oft die gängige Form des Brautgeldes. Mächtige Hörner sind Ihnen als Zuchtziel wichtiger als Fleisch- und Fettansatz.

Die Rinder sind so wertvoll, dass sie bei ihnen auf gleicher Ebene oder höher als ihre Frauen stehen. Ihre Frauen werden deswegen so frisiert oder bekleidet, dass sie den Rindern soweit wie möglich ähneln. Nehmen wir als Beispiel nur die Himbas im nördlichen Namibia, im Kaokoveld am Grenzfluss Kunene zu Angola. Frauen und Mädchen, wie so häufig auch hier die eigentlichen Kulturträger, sind bis heute stolz darauf, nackt herumzulaufen, ihre Haare aber haben die unverheirateten Mädchen in zwei Zöpfe geflochten, kokett nach vorne geworfen und jungen Rindern damit sehr ähnlich. Erst mit ihrer Verheiratung ändert sich ihre Frisur. Die Jungen wiederum haben eher einen Irokesenhaarschnitt. Die ihnen sehr nah verwandten Hereros, die weiter östlich und südlich und nicht so abgelegen siedelten, kamen eher in Kontakt mit den weißen Siedlern, vornehmlich aus Deutschland. Die wenigen, mit den Siedlern einreisenden deutschen Frauen fühlten sich der Konkurrenz der nackten, schwarzen Schönheiten nicht gewachsen und hatten nichts eiligeres zu tun, als sie, wie im ausgehenden Wilhelminismus üblich, züchtig und hoch geschlossen einzukleiden. Noch heute laufen die Herero-Frauen in ihren Festtagskleidern wilhelminischer Art herum, ihr Kopfschmuck aber, ein gehörnartig gewickeltes Tuch ist durch und durch afrikanisch und erinnert den Herero-Mann bis heute an sein beliebtestes Haustier, das Rindvieh. Die Reihe ließe sich fortsetzen.

Zumindest punktuell wollen wir noch in Südasien, dem Schwerpunkt der Rinderzucht, Station machen. In Indien ist das Zebu (*Bos primigenius indicus*), wie gesagt ein Nachfahre des Aurochsen, so heilig, dass seine absichtliche Tötung unter Strafe steht. Zebus dürfen als Zugtier und Milchquelle genutzt werden. Man darf, aber muss sie wegen ihres göttlichen Ursprungs nicht füttern und pflegen, aber töten, noch nicht einmal von einer belebten Straße verscheuchen, darf man sie auch nicht. Vor den Pflug oder Wagen darf man Zebus aber spannen, Arbeit ist nicht unförmlich. Diese strengen Hindu-Vorschriften gelten aber nicht für den Wasserbüffel. Hier haben die Hindus ein feines Gespür für die zoologische Systematik, da beide Tiergruppen gar

nicht so nah miteinander verwandt sind, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheint. Der Wasserbüffel wird nicht nur als Zug- und Tragtier, sondern auch als Lieferant von Milch, Fleisch und Leder in ganz Asien geschätzt. Gerade der Wasserbüffel eignet sich als ideales, multifunktionales Haustier in den großen und kleinen Flussebenen Asiens, vor allem in der gewaltigen nordindischen Ebene des Ganges und des Brahmaputra, aber auch des Irrawaddy in Burma oder des Mekong in Indochina. Er ist mit seinen spreizbaren Hufen gerade an feuchte, sumpfige Gebiete angepasst, robust, wetter-, ja winterhart und verglichen mit den Nachfahren des wilden Urs geradezu zahm und umgänglich.

Die bäuerliche Bevölkerung lebt eng mit ihren Haustieren, auch mit ihren Büffeln zusammen. Daraus entwickelt sich eine emotionale, ja spirituelle Beziehung. Da sich die Asiaten schon seit Jahrtausenden in Schrift und Kunst auszudrücken und der Nachwelt mitzuteilen wissen, sind wir recht gut über die kultische Bedeutung informiert. So gibt es nicht nur den elefantenköpfigen Gott Ganesh im hinduistischen Götterhimmel, sondern auch den büffelbegleiteten Hauptgott Shiva, in der hinduistischen Dreifaltigkeit der Gott der Zerstörung und Vernichtung, aber auch des Wiederaufbaus, also des Werdens und Vergehens im ewig rollenden Rad des Lebens. Das Zebu, der Auerochsen-Nachfahre also, ist der treue Begleiter Shivas, der selbst gerne büffelköpfig auftritt. Diese geradezu heilige Rolle des Stiers im gesamten südasiatischen Bereich wird auch in der sexuellen Dimension deutlich.



Abb. 21: Junges Himba-Mädchen in Kaokoveld, Namibia (Foto: A. Vössing)

Sodomie ist zwar, wie an den Tempeln von Khajuraho (Indien) bis heute zu sehen, mit Pferden, nicht aber mit heiligen Kühen erlaubt. Das war es übrigens für die alten Griechen auch nicht, passiert ist es trotzdem, zum Beispiel im alten Kreta, dem Reich des sagenhaften König Minos, das, mitten im östlichen Mittelmeer gelegen, unter starkem kleinasiatischen Einfluss stand. Minos, der Sohn des Zeus, so die Sage, erbat von seinem Onkel, dem Meeresherrn Poseidon, ein Wundertier, um damit seinen Thronanspruch zu untermauern. Der Oheim schickte den herrlichsten Stier. Minos hatte versprochen, ihn danach zu opfern, gliederte ihn aber lieber als Zuchtbullen in seine Herde ein und opferte etwas Minderwertiges.

Darob ergrimmt entzündete Poseidon in Minos' Frau Pasiphaë die Lust, sich von dem Stier begatten zu lassen. Der königliche Hofarchitekt Daidalos musste für den Verführungs- und Begattungsakt ein hölzernes Gestell mit einer Kuhhaut tarnen. Die konstruierte Kopulation klappte. Das grässliche Produkt dieser illegalen Liaison war der sogenannte Minotauros. Minos wollte das sichtbare Zeichen der Untreue seiner



Abb. 22: Zwei junge Himba-Frauen in Kaokoveld, Namibia (Foto: A. Vössing)

Ehefrau töten, aber die Königstochter Ariadne bat erfolgreich um Gnade. Das Mischwesen war so gefährlich, dass der König ihm einen eigenen, wenn auch großen Käfig, das schier ausweglose Labyrinth, bauen ließ. Die im Krieg den Kretern unterlegenen Athener mussten regelmäßig Jünglinge und Jungfrauen dem menschenfressenden Ungeheuer als Tribut opfern, bis sich der attische Königssohn Theseus selbst unter die Opfer mischte, die Liebe der Ariadne gewann, das gefährliche Gemisch aus Stier und Mensch tötete und damit unschädlich machte und mit dem roten Faden der Königstochter dem Labyrinth und dem Kreta-König entkam. Minos verdächtigte Daidalos, die Geschichte mit dem roten Faden ausgeheckt zu haben, sperrte ihn aus Wut im Labyrinth ein, aber Architekt Daidalos kannte natürlich den Ausgang und entschwand auf selbstgebastelten Schwingen. Seinem Sohn Ikarus aber, der übermütig zu hoch aufgestiegen war, schmolz die Sonne das die Federn zusammenhaltende Wachs und er stürzte ins Meer. Auch für Ariadne, die erst den Minotauros und dann Theseus gerettet hatte, ging die Geschichte nicht gut aus.

Aber lassen wir die alten, griechischen Mythen!

Chimären aus Menschen und Böcken wurden in der Antike als Faune, Silene und Satyre zur allgemeinen Belustigung geduldet. Die rätselhafte Sphinx, eine Mischung aus Mensch und Löwe, wurde eher verehrt, die Sirenen, eine Mischung aus Greif und Frau, begehrt und gefürchtet. Zentauren, fabelhafte Mischwesen aus Mensch und Pferd, waren in der griechischen Mythologie und an griechischen Bau- und Kunstwerken gang und gäbe, beispielsweise am Pergamonaltar, Rind-Mensch-Chimären aber waren unsittlich und mussten, weil sie damit auch gefährlich waren, besiegt und ausgerottet werden, so geschehen am Minotauros.



Abb. 23-25: Sodomie am hinduistischen Tempel in Khajuraho / Zentaur auf einem römischen Sarkophag, Vatikanische Museen / Marmor-Kopie einer Bronzestatue von Myron, Kapitolinisches Museum, Rom (Fotos: A. Vössing)

Handfester war da schon das im griechisch-römischen Kulturkreis Bukranion genannte Zierwerk eines Büffelgehörns. Viele Gebäude wurden so geschmückt. Rinder waren den Griechen und Römern weder heilig noch göttlich. Die »heiligen« Rinder des Helios, die Odysseus' Gefährten, vom Hunger überwältigt, frevelhafterweise schlachteten, waren da die Ausnahme. Diese Rindviecher waren aber nicht an sich, sondern nur dem Sonnengott heilig. Ansonsten wimmelte der griechische Götterhimmel des Homer von anthropomorphen Gestalten, nicht von Tiergottheiten. Das Rind war Griechen und Römern Opfertier für Reiche und Könige, auch auszuschlachtendes Material für orakelhafte Eingeweideschauen, aber nie göttlich, ein Nutztier, als solches aber besonders wertvoll und deswegen auch ein geeignetes Opfertier.

Im Hellenismus wurden regelrechte Opferorgien abgehalten. So opferte der Mazedonenkönig Alexander der Große vor seinem großen Feldzug gegen die Perser in Dion auf einem heute noch in seinen Fundamenten sichtbaren riesigen Altar 80 Rinder, deren wesentliche Teile vermutlich bei einem anschließenden Opferschmaus gemeinsam verzehrt wurden. Rinderdarstellungen finden sich daher in der Antike vor allem in Verbindung mit Opferhandlungen.

Eine große Rolle spielte der Stier als Opfertier im Mithras-Kult, eine Mysterien-Religion aus dem Orient, die in der Kaiserzeit in Rom großen Anklang fand, als die alten anthropomorphen Götter die Stadt bereits verlassen hatten. Es gibt viele Darstellungen, die Mithras mit der phrygischen Mütze beim rituellen Stieropfer zeigen.

Aber es gab auch in der Antike die Schäferidylle und die Hirtenromantik, die nördlich der Alpen erst in Renaissance und Klassik populär wurde. Das zeigen zahlreiche Gemälde, Lieder und Dichtungen.

Man denke nur an das von Carl Zelter vertonte Goethed Gedicht »An dem reinsten Frühlingsmorgen ...« oder etwas einfacher an das finnische Volkslied »Ich bin der junge Hirtenknab´, meine Kühe weid´ ich auf und ab. Wie der muntre Fink im Hagedorn blas ich froh mein Rinderhorn ...« (übersetzt von Gisela Tiedke) (vgl. S. 151).

Nur den germanischen Stämmen war das Pferd heilig und damit nicht zum Verzehr geeignet, was sich auch heute noch in den Essgewohnheiten in germanischen Ländern, anders als in romanischen und slawischen, erhalten hat. Pferdefleisch lässt sich in Deutschland beispielsweise, anders als in Polen und Italien, bestenfalls versteckt in der Wurst vermarkten. Mehrere Länder des norddeutschen Tieflandes, wie Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen, haben das Pferd ins Landeswappen gesetzt. Aber auch dort behauptet sich der vielseitige Bulle, man denke an Mecklenburg, aber auch an die Moldau. In dem seit Jahrhunderten relativ selbstständigen, wenn auch unter osmanischer Oberherrschaft stehenden Fürstentum, findet sich im Wappen nicht irgendein undefinierbarer Ochsenkopf, sondern bewusst der imposante Schädel des Auerochsen, der in diesem Landstrich auch bis ins 16. Jahrhundert hinein gelebt hat. Man findet ihn nicht nur auf den Fürstengräbern aus dem Mittelalter, sondern auch heute noch ist er allgegenwärtig, selbst auf modernen Klosterpforten. Er hat auch Eingang in das gemeinsame Wappen der Walachei und Moldau gefunden, die nach ihrem Zusammenschluss die Grundlage des rumänischen Staates bildeten. Weitere Beispiele ließen sich sicher hinzufügen.

*Abb. 26-29: Rotunde der Arsinoe in Samothrake Bukranien als architektonischer Teil (Foto: <https://de.wikipedia.org/wiki/Bukranion>) / Bronze-Statue eines Rindes aus Trastevere, Kapitolisches Museum, Rom, Museo Capitolino (Foto: Marcus Cyron) / opferszene am römischen Sarkophag, Vatikanische Museen (Foto: A. Vössing)*



Rinder waren aber auch den Germanen ihr wichtigster, täglicher Begleiter und damit auch geeignete Opfertiere. Mindestens seit dem 4. Jahrtausend v. Chr. nutzten sie Ochsenwagen, opferten die Zugtiere, aber auch ganze Gespanne den heute uns unbekanntem Göttern, wie aktuelle Ausgrabungen aus Profen, Burgenlandkreis in Sachsen-Anhalt aus dem Jungneolithikum (4. Jahrtausend v. Chr.) zeigen, aber auch aus dem Spätneolithikum (3100 v. Chr.) in Niederwünsch (Saalekreis, Sachsen-Anhalt). Die Funde wurden einer breiteren Öffentlichkeit in der sehr gelungenen Ausstellung »Bewegte Zeiten - Archäologie in Deutschland« im Herbst 2018 am Martin-Gropius-Bau, Berlin, gezeigt.

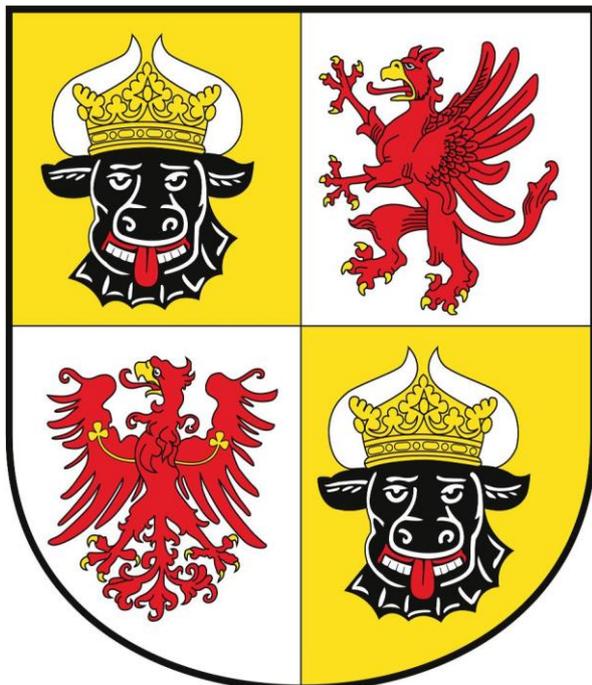
Das Rind war nicht nur zum Ziehen und Tragen geeignet wie das Pferd, sondern wahlweise auch als Lieferant von Milch, Fleisch, Horn, Leder und Fell. Sie finden sich in vielen Ortsnamen wie Ochsenfurt und Ochsenkopf. Auch für die Musik waren Hörner wichtig, vielleicht die ältesten Musikinstrumente überhaupt. »Lobt ihn mit dem Schalle der Hörner, .....« (Ps 150,3), so heißt es im großen Halleluja im letzten Psalm Davids. Hier hat das Horn kultische Bedeutung, wie heute noch bei den Mönchen in tibetischen Klöstern.

Aber es gibt auch das Kriegshorn, das zu Kämpfen ruft und nach Blut schreit, wie in den Bauernkriegen gegen den herrschenden Adel in der frühen Neuzeit. So heißt es in dem alten Lied »Die Glocken stürmten vom Bernwardsturm....« aus dem Bauernkrieg, dessen Text noch in den 60er Jahren in der populären »Mundorgel« abgedruckt war, dann aber der political correctness wegen in späteren Ausgaben aus dem Sortiment genommen wurde. »Das Büffelhorn, das so lang geruht, Veit Stoßberg nahm's aus der Lade, das alte Horn, das schreit nach Blut, und wimmert Gott Gnade«, oder im Wallenstein-Lied aus dem 30-jährigen Krieg: »Es schrillen die Pfeifen, das Kriegshorn erklingt, es flattern die Fahnen, es pfeift und es singt .....« Das Horn war also immer dabei.



Abb. 30: Das Wappen der Moldau, vereinigt mit den Symbolen Bessarabiens, auf einem Klostergestühl in der Moldau, Rumänien (Foto: A. Vössing)

Abb. 31: Das Wappen von Mecklenburg-



Auch in den Sternenhimmel hat es der Stier geschafft. Neben Skorpion, Löwe, Schütze und Waage ist er dort als Sternzeichen zu finden.

Aber bleiben wir noch etwas in Asien. Die kleine, aber einflussreiche Religionsgemeinschaft der Jains, überwiegend im westlichen Indien zu Hause, aber auch in der Hauptstadt Delhi, hat mit ihren hinduistischen Wurzeln auch die Rinderverehrung übernommen. Da die Jains selbst kleinste Tiere nicht töten wollen, laufen sie, zumindest in ihrer strengen Variante, mit Mundschutz herum, um keine Insekten zu verschlucken und fegen den Boden vor sich, bevor sie ihn betreten, um keine Kleintiere zu zertreten. In ihrer schönen, in Marmor getriebenen Steinmetzkunst spielt die heilige Kuh eine besondere Rolle.

Aber kultische Rinderdarstellungen finden sich nicht nur bei den Jains und Hindus, in Indonesien beispielsweise am buddhistischen Borobudur Tempel (10. Jahrhundert n. Chr.) oder im hinduistischen Quellheiligtum im Candi Ceto, beides in Java, oder auch in der Chittaung Pagode in Mrauk U.

In den heutigen nordöstlichen Grenzgebieten Indiens wohnen Bergstämme, die wegen ihrer Kampfeslust weder von den hinduistischen, noch von buddhistischen Missionaren überzeugt wurden und erst vor gut 100 Jahren den christlichen Glauben annahmen. Bei den Nagas im heute Nagaland genannten jungen Bundesstaat, der aus dem seinerzeit großen ostindischen Bundesstaat Assam extra für dieses Völkchen gefertigt wurde, finden die Wasserbüffel und Rinder gleichermaßen Verehrung, was ihrer Nutzung keinen Abbruch tut. An den alten, noch heute erhaltenen Bauernhäusern der Nagas, einst gefürchtete Krieger, Kopfjäger und vermutlich auch Menschenfresser, finden sich echte, aber auch künstlerisch stilisierte Gehörne von Rindern und Wasserbüffeln einträchtig nebeneinander. Kein Gehört ohne Gehörn! Wir kennen das schon vom Bukranion der europäischen Antike. Das Gehörn des Ochsen, der beim Hofbau geholfen hatte, wurde auch in den Schwarzwald-Bauernhäusern an einem Ehrenplatz als Andenken verwahrt. Mit den als Trophäen aufgehängten Hirschgeweihen der Jäger haben diese Rinderhörner nichts zu tun. Hier geht es um den Stolz des Jägers auf seine Beute, nicht um eine Anerkennung eines Lebenspartners wie bei Rindern und Büffeln.



Selbst in der katholischen Kathedrale in Kohima, Hauptstadt dieses einzigen christlichen Staates der Welt, wie sich die Nagas gerne nennen, findet sich hinter dem Altar, unter dem Kreuz ein riesiges Wasserbüffelgehörn, was man auf den ersten Blick in abendländischer Tradition vielleicht als Mondsichel missverstehen könnte.

Abb. 32: Sternzeichen, darunter der Stier auf einem römischen Mosaik im Bardo Museum, Tunis, Tunesien (Foto: A. Vössing)



*Abb. 33-34: Yak-Karawane am Manaslu-Massiv, Nepal / Zebu-Gespann am Mount Popa, Myanmar (Fotos: A. Vössing)*



*Abb. 35-36: Holzpflug mit Zebu-Gespann, Kaziranga, Assam, Indien / Wasserbüffelquadriga beim Pflügen, Minangkabau, Sumatra, Indonesien (Fotos: A. Vössing)*



Auch die Wappen der verschiedenen Naga-Stämme, ebenfalls in der Kathedrale neben dem Altar gut sichtbar angebracht, zeigen alle das Büffelhorn als zentrales Element. Die Kathedrale, schon äußerlich ein gutes Beispiel von gelungener, auch künstlerisch interessanter Inkulturation, wirkt fast wie eine Büffelkirche. Auch andere katholische Kirchen im Naga-Land sind, anders als die dominierenden, baptistischen Versammlungsräume, so ähnlich gebaut und einem Büffelgehörn nachempfunden, beispielsweise die St. Michael Kirche in Kigwema.



Jenseits der langen Landgrenze, die das seinerzeitige britische Empire heute durchschneidet und Indien von Hinterindien, heute Myanmar genannt, trennt, geht die Verehrung von Wasserbüffeln und Rindern weiter, aber nicht so weit, dass man sie nicht schlachtet und verzehrt, weder Büffel noch Zebus. Anders als die Hindus, die sich überwiegend vegetarisch ernähren, wissen die Burmesen und die meisten Bergstämme Myanmars Fleisch, auch von Rindern, durchaus zu schätzen. Es gehört, wenn erschwinglich, zu jeder warmen Mahlzeit und stammt nicht nur von Schweinen und Hühnern, sondern auch von Büffeln und Rindern. Da der Buddhismus, zumindest in seiner ursprünglichen Form, dem Töten von Tieren skeptisch bis ablehnend gegenübersteht, ist das schon erstaunlich. Die Buddhisten des sogenannten Großen Fahrzeuges wie in Tibet versuchen Schlachtungen in der Tat zu vermeiden, die des Kleinen Fahrzeuges in Myanmar haben da ganz offensichtlich weniger Skrupel. Eine religiöse Bedeutung finden die Rinder im Buddhismus, in einer im Kern atheistischen Weltanschauung, dagegen nicht.



Abb. 37-40: Rinderfries an der Chittaung-Pagode in Mrauk U, Rakhine, Myanmar / Rinderrelief am Borobudur-Tempel, Java, Indonesien / Rinderrelief in Candi Ceto, Java, Indonesien / Rinderrelief im Jaintempel, Delhi, Indien (Fotos: A. Vössing)

Neben dem »Erleuchteten« Buddha haben sich zwar auch allerlei gute und böse Geister (Nats), die das Schicksal des Menschen beeinflussen, erhalten oder breit gemacht. Auch hat die Astrologie eine enorme Wirksamkeit entfaltet. Für einen göttlichen Büffel hingegen ist dort kein Platz.

Das gilt auch für die anderen buddhistisch geprägten Länder Südostasiens. Nehmen wir als Beispiel Indonesien und hier besonders die größte Insel Sumatra. Bis auf einige Inlandsstämme wie die Dayak im Herzen Borneos oder die heute überwiegend christlichen Batak im Herzen Sumatras rund um den Toba-See wurden die Ureinwohner der großen Sunda-Inseln mehr oder weniger freiwillig islamisiert, doch haben unter der Oberfläche noch die animistischen Bräuche ein solides Fundament, beispielsweise bei der Minangkabau-Kultur in Mittelsumatra. Hier hat sich sogar das Matriarchat, das dem Wesen des Islam zutiefst widerspricht, hartnäckig erhalten. Die Dachform ihrer Häuser erinnert bis heute an ein Wasserbüffelgehörn, früher aus Schilf gefertigt, heute meist aus Wellblech. Das alles ist kein Zeichen göttlicher Verehrung, aber eine Hommage an das wichtigste Haustier.

Im Nahen Osten hingegen spielte der Stier eine religiöse Rolle. Natürlich ist er am berühmten Ishtar-Tor von Babylon präsent, heute zu sehen im Pergamonmuseum in Berlin, neben anderen Großsäugern wie den Löwen, nicht einmal, sondern immer wieder. Ohne Details zu wissen kann man getrost davon ausgehen, dass auch er, an einer solch herausragenden Stelle präsentiert, eine kultisch und religiöse Bedeutung hatte und keineswegs nur der Verschönerung der Mauern diente.

*Abb. 41-43: Naga-Haus in Kigwema, Nagaland, Indien / Rindergehörn über dem Altar und unter dem Kreuz in der Kathedrale von Kohima, Indien / Katholische Kathedrale von Kohima in Büffelgehörnform (Fotos: A. Vössing)*





Die ägyptischen Gräber, vor allem des neuen Reiches, waren bevölkert mit allerlei Getier, wenn nicht gerade von Echnaton der Glaube an den einen (Sonnen-)Gott sehr nachdrücklich eingeführt wurde. Der Stier Apis mit der Sonnenscheibe und Uraeus zwischen den Hörnern wird zwar nicht so häufig abgebildet wie der heilige Ibis und andere sakrale Tiere wie Affen und Schakale, Käfer und Schlangen, gehört aber dennoch ins animalische Pantheon Alt-Ägyptens. Der heilige Apis-Bulle spielte eine zentrale Rolle im ägyptischen Isis-Kult. Vermutlich kam die Statue aus schwarzem Granit als Beutegut nach der Eroberung Ägyptens durch die Römer in deren Hauptstadt und wurde in den Horti Maecenatiani am Esquilin-Hügel gefunden, wo sie die Gärten des bekannten Maecenas geschmückt hatte.

Der wichtigste Gott im benachbarten Kanaan war der unter verschiedenen Namen auftauchende Gott Baal, jahrhundertlang der Konkurrent des unsichtbaren, namenlosen, aber einzigartigen Gottes der Juden, den Vater Abraham aus dem Lande Ur in Chaldäa auf einer langen Reise entlang des fruchtbaren Halbmondes durch die Südtürkei und Syrien bis nach Kanaan mitgebracht hatte. (2. Buch Mose)

Der Tanz um das Goldene Kalb auf der Sinai-Halbinsel, im biblischen Buch Exodus sehr sinnfällig beschrieben, war kein bacchantisches Vergnügen, sondern eine Hinwendung zum Gott Baal und ein Treuebruch gegenüber dem Gott Israels, von dem Mose auf dem benachbarten Gottesberg Horeb zeitgleich die Gesetzestafel mit den zehn Geboten empfangen sollte. Dementsprechend groß war

*Abb. 44-47: Batak-Häuser am Toba-See, Sumatra / Haus der Minangkabau-Kultur am Danau Maninjau See, Sumatra, Indonesien / Babylonisches Löwenrelief am Ishtar-Tor, Pergamonmuseum Berlin / Landschaft mit tanzenden Hirten (1635) von Dirck van der Lisse, Den Haag, Gemäldegalerie Berlin (Fotos: A. Vössing)*

der Zorn Gottes und seines Dieners Moses. Das angebliche Kalb war also in Wahrheit ein Stier, Symbol der Fruchtbarkeit, an den stramm gefüllten Hoden sichtbar gemacht, der Tanz um den aus dem Gold-Schmuck der Frauen gegossenen Götzenbild also ohne Frage eine zeitgemäße Form der Verehrung und Anbetung (Gemälde von Emil Nolde).



Den stierartigen Gott Baal wollten die Kanaaniter aber nicht nur mit Tänzen, sondern auch mit Opfern milde stimmen. Aus Angst vor undurchschaubaren, missgünstigen Mächten opferten sie das Liebste, was sie hatten, häufig ihre Kinder, um die Gottheit milde und versöhnlich zu stimmen. Im Hinnomtal neben dem Sionsberg opferten die Kanaanäer ihre Kinder dem sprichwörtlichen Moloch (Jer 32,35), hoch über dem Hinnomtal erhebt sich übrigens in Jerusalem der Tempelberg, auf deren Spitze der Tradition nach Abraham auf Gottes Geheiß seinen einzigen Sohn Isaak opfern sollte. Das war für den armen Vater zunächst einmal sicher schrecklich, aber in der kanaanitischen Umgebung nicht ungewöhnlich. Aber Gott Jahwe wollte keine Menschenopfer – anders als Baal – die fortan verboten waren und durch Tieropfer ersetzt wurden, bis auch diese wenig gottgefällig waren und durch die göttliche Forderung nach persönlicher Hingabe ersetzt wurden. Tierische Stellvertreter waren nicht mehr zulässig.



Die Verehrung Baals als Hauptgott war in Vorderasien weit verbreitet. Das Seefahrervolk der Phönizier brachte den Baal-Kult auch in ihre wichtigste Kolonie Karthago.

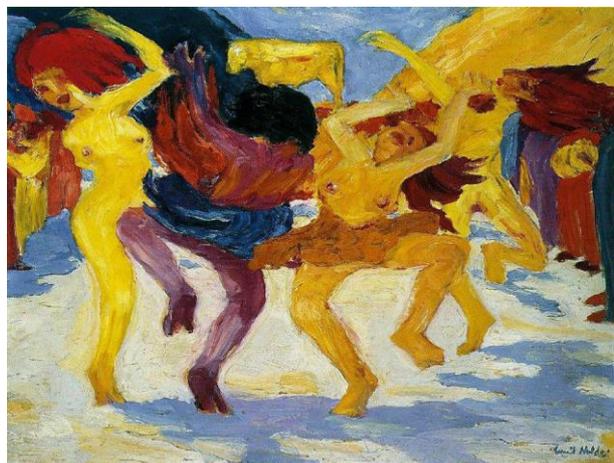


Abb. 48-51: Apis-Stier aus Ägypten, jetzt im Palazzo Altemps, Museo Nazionale Romano, Italien / Stelen für die, dem Gott Baal geopfert Kinder auf dem Ophel, Karthago bei Tunis, Tunesien (Fotos: A. Vössing) / Rekonstruierter Baal-Altar in Dan, Israel, (Foto: J. Bahrdt) / Der Tanz um das Goldene Kalb, Gemälde von Emil Nolde, Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München

Auch dort wurden, wie Ausgrabungen bestätigt haben, dem büffelartigen Gott Baal viele tausend Kinder geopfert. Daran erinnern noch heute geheimnisvolle Stelen auf dem phönizischen Gräberfeld Ophel im alten Karthago beim heutigen Tunis. Man braucht etwas Phantasie, um in dem in Ansätzen nur noch zu erkennenden Relief ein Büffelgehörn zu sehen. Den Israeliten war das Menschenopfer schon in Abgrenzung zum Heidentum vom Gesetzgeber Mose bei Todesstrafe verboten (Lev 20,1-5). Immer wieder auftretende Rückfälligkeiten wurden von den Propheten heftig kritisiert (Ez 16,20-22). Die Juden haben den Stier in einem mühsamen, schmerzhaften Prozess, der sich über Jahre und Jahrhunderte hinzog, entsakralisiert und profanisiert und ihm einen Platz im Reigen der Geschöpfe Gottes zugewiesen. Eine herausragende Stelle selbst dort behielten die Stiere als Opfertier für die Reichen (Lev 1,3-9), während die Armen mit einem Paar Tauben ihre Opferpflichten erfüllen konnten (Lk 2,24).

Juden wie Christen also stellten sich gegen Baal und das goldene Kalb in ihrem strikten Monotheismus, trotz der christlichen Dreifaltigkeit. Gott, Mensch und Tier waren für sie ontologisch etwas anderes. Gott liebt die Tiere wie ein Schöpfer seine Geschöpfe, es gibt aber keine heiligen Tiere. Rinder sind Nutztiere, sie müssen aber als Mitgeschöpfe des Menschen pfleglich behandelt werden, die Sabbatruhe gilt auch für sie (Ex 20, 8-10). »Du sollst dem Ochsen zum Dreschen keinen Maulkorb anlegen« (Dtn 25,4, vgl. Tim 5,18), war eines der schon durch Mose verkündeten göttlichen Gebote.

Über den jüdischen Opferritus gelangt der Stier sogar ins Neue Testament, genau genommen als Symboltier des

Evangelisten Lukas, was ein wenig an Shivas Reit- und Begleittier erinnert. Die Tradition führt das Evangelisten-Symbol darauf zurück, dass Lukas sein Evangelium mit dem Opferritus des Priesters Zacharias im Jerusalemer Tempel beginnt, dem ein Engel die Vaterschaft für Johannes den Täufer verkündet. Wenn man aber bedenkt, dass die anderen Evangelisten-Begleittiere der Adler und der Löwe sind, alles eindrucksvolle Wappentiere, so kann man schon daran erkennen, dass der Stier auch im Christentum eine besondere, wenn auch geschöpfliche Rolle spielt. Die Symbol-



Abb. 52-53: Maria mit dem Kinde, von den Evangelisten Markus und Lukas verehrt, Gemälde Tintoretto, Gemäldegalerie Berlin / Die Anbetung der Könige von Antonio Vivarini und Giovanni d'Alemagna, Gemäldegalerie Berlin (Fotos: A. Vössing)

tiere sind mächtig und männlich, aber friedfertig und nie aggressiv. Viele schöne Abbildungen der Evangelisten-Symbole finden sich auf den Altarmosaiken romanischer Kirchen in Rom. Dabei erscheinen der Stier und die anderen Evangelisten-Symbole nicht nur als Begleittier, sondern auch als gesichtsgebend in Tier-Mensch-Mischwesen. Auch das kennen wir vom Stier begleiteten und stierköpfigen Shiva.

Am häufigsten freilich ist der Ochse in der christlichen Kunst an der Krippe Jesu mit Maria und Josef abgebildet, neben dem Esel, übrigens schon im 4. Jahrhundert n. Chr., wie man auf dem Sarkophag der Crispina in den vatikanischen Museen sehen



Abb. 54-55: Deckenfresko des Evangelisten Lukas als Stier in der Nikolaikirche in Jüterbog (Brandenburg) (Foto: J. Bahrtdt) / Das Opfer des Noah von Michelangelo, Sixtinische Kapelle, Vatikan, Rom (Foto: A. Vössing)

dingung der Börse sind, sondern schon in der Bibel auftraten und ihre Befriedung als Zeichen des Heils gedeutet werden. Auch auf Paradiesbildern und der Arche Noah sind Rinder zuverlässig vertreten, zum Beispiel bei Peter Wenzel. Ganz ähnlich zeigt es der Friedensaltar (Ara Pacis), den Kaiser Augustus am Tiber-Ufer in Rom errichten ließ, um sein Lebenswerk, in dem er sich als Friedenskaiser sah, zu würdigen. Dreimal wurden in seiner langen Regierungszeit die Tore des Janus-Tempels geschlossen als Zeichen dafür, dass im ganzen römischen Reich Frieden herrschte, das hatte es vor Augustus überhaupt nur zweimal gegeben. Nicht von ungefähr taucht auf dem Friedensaltar des Augustus am Marsfeld als Zeichen des augusteischen Friedens das Rindvieh auf.

kann. Die Künstler beziehen sich auf Jesaja 1,3: »Der Ochse kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn; Israel aber hat keine Erkenntnis, mein Volk hat keine Einsicht.« Die Kirchenväter haben in der Interpretation dieser Szene den Esel mit den Heidenvölkern und den Ochsen mit dem Volk Israel verglichen, die sich beide Gott in der Krippe zuwenden.

Rinder bevölkern aber nicht nur die Hirtenidylle der deutschen Klassik und Romantik, sie gehören auch zur biblischen Eschatologie. Unter der Ankündigung des messianischen Reiches heißt es (Jes. 11,6-7):

*Dann wohnt der Wolf beim Lamm,  
der Panther liegt beim Böcklein,  
Kalb und Löwe weiden zusammen,  
ein kleiner Knabe kann sie hüten  
Kuh und Bärin freunden sich an,  
ihre Jungen liegen beieinander.  
Der Löwe frißt Stroh wie das Rind...*

Wir sehen, dass Büffel und Bär als traditionelle Gegner keine Erfindung



Abb. 56: Büffelköpfiger Shiva, Khajuraho, Indien  
(Foto: A. Vössing)

Der Stier als Auerochsen-Derivat also war im Orient wie in Indien ohne Frage der wichtigsten Gottheit gewidmet. Kein Wunder also, dass sich Europa, eine phönizische Prinzessin, weder von einem schönen Schwan, einem kraftvollen Mannsbild, noch von einem herrlichen Gott, sondern schlussendlich im vierten Versuch von einem Bullen betören ließ, wie der deutsche Dichter Gotthold Ephraim Lessing es so schön in Verse zu fassen wusste. Dem begehrenswerten, göttlichen Bullen auf den Rücken kletternd entschwand die halbnackte Schönheit erst freiwillig, dann wider Willen ihrer phönizischen Heimat und wurde in Europa an Land gesetzt, vom stets leichtfüßigen Gott Jupiter aber alsbald wieder verlassen. Auch Europas Geschichte ist also eng mit dem Rindvieh verbunden.



*Auf die Europa von  
Gotthold Ephraim Lessing*

Als Zeus Europen lieb gewann, /  
Nahm er, die Schöne zu besiegen, /  
Verschiedene Gestalten an, /  
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen. /  
Als Gott zuerst erschien er ihr; /  
Dann als ein Mann, und endlich als ein Tier. /  
Umsonst legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen: /  
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen. /  
Umsonst fleht er, als Mann, im schmeichelhaften Ton: /  
Verachtung war der Liebe Lohn. /  
Zuletzt – mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! – /  
Ließ sie – von wem? – vom Bullen sich betören.

Abb. 57-58: Rinderkopf-Kapitell in der Krypta St. Nikolaus, Bari, Italien / Ein inzwischen hornloser Stier trägt die Säule zur Eingangspforte von St. Nikolaus, Bari, Italien (Fotos: A. Vössing)

Was soll man dazu sagen? Man kann das hübsche Gedicht des Spötters Lessing als lustige Gemeinheit gegenüber dem schwachen Geschlecht abtun, aber das wäre religionsphilosophisch zu kurz gesprungen. Die phönizische Prinzessin ist kein Flittchen und lässt sich eben nicht so leicht von einem noch so schönen Mann ver- und entführen. Der prachtvoll erscheinende Stier ist für die Phönizierin aber kein Schlachtvieh, sondern ihr höchster Gott (Baal), dem man sich als Mädchen nicht versagen kann. Hier tritt wieder die kleinasiatische Tempelprostitution aus dem Hintergrund hervor. Das war also Gottesdienst. Dass sich Jungfrauen Gott weihen, gibt es auch in der Kirche, aber das ist, ebenso wie das Opfer, eben nur im übertragenen Sinne, geistig und geistlich gemeint. Die Zeiten, in denen Jungfrauen Ungeheuern geopfert und doch gerettet wurden, man denke an Andromeda durch Perseus, sind mit der griechischen Mythologie zu Ende gegangen.



Abb. 59: Europa auf dem Stier, griechische 2-Euro-Münze

Aber auch in der europäischen Welt hat der Bulle seine mythische Bedeutung noch nicht eingebüßt, ganz in der Nachfolge des Goldenen Kalbes, um das seinerzeit ent-



Abb. 60: Den Assyryern war der Auerochse nicht so heilig, dass sie ihn nicht jagten, am besten von der Troika aus, Relief 8. Jh. v. Chr., Pergamonmuseum Berlin (Foto: A. Vössing)

fesselte Volk Israels enthusiastisch tanzte. Heute steht der Bulle für die aufwärtsstrebende Börse, für den Kapitalismus, die Geldgier schlechthin, während dem brummigen Bären der Pessimismus zugeordnet wird. Vor mancher Börse wie in Frankfurt am Main steht bis heute dazu eine künstlerische Ausarbeitung des Bären und Bullen.

Früher gehörten Rinder auf der Weide zu einem alltäglichen Anblick jeder Landpartie. Heute stehen die Milchrinder fast ausschließlich im Stall, um, von der Natur ungestört, möglichst 40 bis 50 Liter Milch pro Tag zu produzieren. Die Bullen stehen in separaten Ställen und müssen nur hochwertiges Sperma liefern. Eine Kuh riechen, sehen oder besteigen sie nie. Das Rindvieh ist aus der Landschaft weitgehend verschwunden, wird in riesigen Ställen mit Grünfutter oder mit Soja aus Südamerika gemästet. Kontakt mit den Menschen hat die Milchkuh auch nicht mehr, tritt selbstständig an die vollmechanisierte Futter- oder Melkmaschine heran.

Die Hörner wurden den Rindern beseitigt, um Verletzungen für Mensch und Tier zu vermeiden. Der Mensch in Europa ist heute dem Rinde entfremdet, die Milch kommt im umweltschädlichen Tetrapack tiefgekühlt ins Haus. Statt lebendiger Rinder stehen heute lebensgroße Plastikkühe auf der Weide in bunten Farben. Ich war zunächst überrascht, als ich sie im August 2018 das erste Mal in großer Zahl in Oberösterreich auf einer Wiese sah. Vielen Menschen scheint das zu genügen.

Dieser unseligen Entwicklung gilt es gegenzusteuern. Die Mutterkuhhaltung auf eher benachteiligten Böden macht es möglich, nicht zuletzt dank der EU-Agrarsubventionen. Das Uckermärker Fleischrind wurde schon in DDR-Zeiten extra deswegen auf dem Gut Criewen gezüchtet. Auch andere Rassen wie Angus eignen sich durchaus für die Mutterkuhhaltung in der Flussaue und sind im Unteren Odertal präsent. Hier nun tritt die naturnahe Weidehaltung in Konflikt mit dem wiederkehrenden Wolf. Die Auseinandersetzungen darüber im ländlichen Raum sind groß. Deutschland ist dem Wolf entwöhnt, die Hirten in den Gebirgen Osteuropas wissen mit ihm noch zu leben. Anders als Schafe wissen sich intakte Rinderherden aber des Wolfes zu erwehren. In strengen Wintern und bei Futtermangel mag das anders sein. Hin und wieder mag ein frisch abgelegtes Kälbchen, zufällig vom Wolf gefunden, verloren gehen. Wir haben mit unseren Rinderherden im Nationalpark Unteres Odertal aber noch keine Verluste erfahren, obwohl der Wolf gegenwärtig ist.



*Abb. 61: Michelsberger Kultur, 4400-3500 v. Chr., Bukranion vom Erdwerk Heilbronn-Klingenberg Landesmuseum Württemberg, Stuttgart (Foto: <https://de.wikipedia.org/wiki/Bukranion>)*

Wir wollen im Unteren Odertal zeigen, dass Mutterkuhhaltung, auch mit Extensivrasen wie Heckrindern, nicht nur möglich, sondern auch wirtschaftlich erfolgreich ist und vor allem dem Tierschutz und dem Tierwohl gerecht wird. Unsere Tiere werden auf der Wiese in natürlichen Herden geboren und sterben eben dort, lautlos und unauffällig erlegt durch den offenen Weideschuss werden sie, vor allem junge Bullen, ihren Herden entnommen, was schlussendlich auch dem inneren Frieden dient. Diese Haltungs- und Schlachtweise verteuert zwar das Fleisch, aber wenn man nur noch halb so viel Fleisch isst wie bisher und das zum doppelten Preis kauft, so steigt das für den Nahrungsmittelkauf vorgesehene, ohnehin im Vergleich zu früheren Jahrzehnten heute schon sehr niedrige Haushaltsbudget für Nahrungsmittel nicht an.

Außerdem dient man damit dem weltweiten Natur- und Klimaschutz und natürlich auch der eigenen Gesundheit. Auch das gehört zur kulturellen Bedeutung von Büffel, Bison und Auerochse.

---

DR. ANSGAR VÖSSING  
Nationalparkstiftung Unteres Odertal, Vorstand  
Schloss Criewen, Park 3, 16303 Schwedt/Oder  
[Nationalparkstiftung@Unteres-Odertal.info](mailto:Nationalparkstiftung@Unteres-Odertal.info)